

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 4 (1928)
Heft: 11

Artikel: Dämmerstunde
Autor: Fayard, Jean
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-833944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DÄMMERSTUNDE

VON JEAN FAYARD — AUTORISIERTE UEBERSETZUNG VON URSEL ELLEN JACOBY

(Nachdruck verboten)

Sie ist hübsch. Sie hat schöne, sanfte Augen und einen zarten Teint. Aber das fällt den Männern nicht auf. Sie sehen sie nicht an, weil sie sich nicht anschauen läßt. Sie weiß auch, daß sie schnell altern wird. Ihre Augen ermüden in den Nächten, die sie am Bett ihrer kranken Kinder wacht, oder wenn sie ihren Mann erwartet, der stets so spät heimkommt.

Heute abend näht sie eifrig. Von Zeit zu Zeit hebt sie ihre hellblauen Augen. Sie ist wirklich sehr hübsch.

Heute weint sie nicht. Heute wartet sie nicht. Sie ist still beglückt. Er ist da. Er bleibt selten abends zu Haus.

Sie sprechen nicht. Sie ist froh darüber; er spricht so rauh, sogar wenn er guter Laune ist.

Er sieht prachtvoll aus; er ist groß und wie ein Athlet gebaut. Alle Frauen sehen sich auf der Straße nach ihm um, wenn sie keck sind, lächeln sie ihn an.

Er hat die Abendzeitung gelesen und sie auf den Boden geworfen. Er steckt sich eine Zigarette an. Sie hat die Arbeit beiseite gelegt und hebt die Zeitung auf, um einen Blick hineinzuwerfen.

Ein Verbrechen ist angezeigt: über zwei Seiten spricht das Blatt davon. Es ist ein Verbrechen, das in der Pariser Gesellschaft Aufsehen erregen wird. Ein junges Mädchen «der ersten Kreise» ist im Haus seiner Eltern von einem Unbekannten ermordet worden.

Die junge Frau wendet sich an den Gatten: «Hast du von dem Mord gelesen? Es ist die kleine de Brécy. Schrecklich!»

«Wenn man alle Verbrechen lesen sollte...» brummt er.

«Aber wir kennen das Mädchen.»

«Ich nicht.»

«Doch. Es ist das hübsche Mädel, das wir bei den Pierbenois kennenlernten.»

«Meinst du, ich erinnere mich aller hübschen Mädchen, die wir da kennenlernten?»

«Du hast noch über sie gesprochen, als wir nach Hause gingen.»

«Ich weiß nichts mehr.»

Sie schweigt. Sie läßt ihm immer das letzte Wort. Sie weiß trotzdem, daß er sich der jungen Suzanne de Brécy erinnern muß. Er hatte ihr damals bei den Pierbenois offensichtlich den Hof gemacht. Er war ihr Tischherr, sie hatten oft zusammen getanzt.

Sie liest noch einmal den Zeitungsbericht: «Heute morgen klopfte die Zofe im Haus des Barons de Brécy wie üblich an die Zimmertür der jungen Baroness. Als sie keine Antwort erhielt, wollte sie öffnen; die Tür gab dem Druck nicht nach. Auf die Hilferufe der Zofe eilte das Haus zusammen. Man erbrach die Tür und fand die Baroness tot neben dem Bett liegen. Ihr Hals trug deutliche Druckspuren. Das Fenster war offen. Der Verbrecher wollte wohl den reichen Haushalt berauben. Er muß fast ein Akrobat sein. Er überkletterte anscheinend die Mauer, lief über den Rasen und erstieg das Haus bis zum ersten Stock. Die Baroness ließ ihr Fenster immer offen. Der Dieb sprang hinein, und ehe das Mädchen, das wohl erschrocken aus dem Bett gesprungen war, Hilfe herbeirufen konnte, hatte er sie erdrosselt. Dann hatte er wohl die Tür verschlossen und auf demselben Weg wie vorher die Flucht ergriffen. Der Verbrecher wußte nicht Bescheid, sonst hätte er gewußt, daß das offene Nebenfenster in ein unbewohntes Zimmer führte; er hätte sich seinen Gewinn nicht entgehen lassen und wäre kein Mörder geworden. Die Aerzte bestimmten den Tod der Unglücklichen auf halb 3 Uhr früh.» — Das Bild der Ermordeten und das ihrer Zofe waren abgebildet, ebenso das des Grundstückes. Man mußte wirklich ein Akrobat sein, um diese Mauern ersteigen zu können.

Die junge Frau träumt vor sich hin und schaut auf ihn. Er ist sehr nervös und brennt eine Zigarette an der andern an. Sonst raucht er wenig am Abend.

Sie erlebt in Gedanken einen Brauttag wieder, den sie auf dem Lande verbrachten. Er war auf der Hofmauer entlang gelaufen und in ihr Fenster gesprungen, um ihr seine frischgepflückten Blumen zu bringen. Ihr war damals so schwindlig geworden; er hatte gelacht. Auch er ist, wie das Blatt schreibt, fast ein Akrobat.

Sie ärgert sich über ihre Gedankenverbindung. Sie muß immerzu an das Verbrechen denken. Sie nimmt ihre Arbeit wieder auf und denkt laut weiter: «Der Zeitungsmann ist doch dumm. Ein richtiger Verbrecher denkt sich doch, daß nichts ein Zimmer mit geöffnetem Fenster bewohnt ist. Er hätte einige Minuten gewartet, ob sich drinnen etwas regte, und hätte es dann am anderen Fenster versucht. So hätte er Beute gemacht und

wäre damit einschlüpfte. Diese Diebsgeschichte scheint mir nicht zu stimmen. — Was meinst du?»

«Gar nichts! Du — pfusch doch nicht der Polizei ins Handwerk! Lächerlich!»

«Nicht lächerlich! Ich kenne das junge Mädchen. Der Journalist hat sie nie gesehen. Sie war 24 Jahre alt, hübsch, reich. Warum war sie nicht verheiratet? Mehrere Male wurde eine Verlobung angezeigt; jedesmal ging sie in die Brüche. Jetzt soll sie sich gerade wieder verlobt haben...»

«Erzähl doch keine Märchen! Wenn der Mann

Er schweigt plötzlich, zündet sich eine Zigarette an und beginnt wieder ironisch: «Und warum sollte ein Liebhaber sie ermorden?»

«Vielleicht erfuhr er, daß sie sich verlobt hat. Vielleicht wollte er sie gar nicht töten; vielleicht ist er so stark und zu roh...»

«Meinst du,» fragt er, und seine Stimme ist ohne Klang, «daß man töten kann, ohne es zu wollen?»

«O ja — ein Mensch, der sehr stark ist; in seiner Eifersucht...»

Er sagt nur: «Schön. Mir ist alles gleich.»



MAURUS WASER

der 95jährige Talsenior von Engelberg
Nach dem Leben gezeichnet von Annie Minicini

glaubt, es ist ein Dieb... Er weiß doch mehr als du. Er war am Tatort, hörte die Polizei, sprach die Eltern.»

«Natürlich, fiel sie ihm ins Wort. «Den Eltern kann nur recht sein, ihre Tochter wird nicht kompromittiert. Ich weiß, das junge Mädchen lebte sehr frei, oft kam sie erst spät in der Nacht nach Haus...»

«Und das beweist?»
«Das beweist, daß sie Liebhaber hatte.»
«Bist du endlich fertig? Die Sache interessiert mich nicht.»

«Der Fall Landru hat dich aber sehr interessiert; mit welchem Eifer hast du die Spuren verfolgt...»

«Das ist kein Vergleich!»
«Nein,» beharrte sie, «dieser Fall ist noch merkwürdiger. Für mich liegt das Verbrechen klar: es war kein Dieb, der sie ermordet hat, sondern ein Liebhaber, den sie in ihrem Zimmer erwartete.»

«Ein Liebhaber! Warum? Du hast kein Recht, ein junges Mädchen zu verdächtigen. Hör mit deinen Dummheiten auf!»

Wir wissen, daß sie bis zu diesem Augenblick nicht den Schatten eines Verdachtes sah. Sie hatte leichtsinnig hingesprochen, wie man so über einen Zeitungsbericht spricht. Sie begriff selbst nicht, wie sie, die sonst so stumm nebeneinandersaßen, in solch heftiges Gespräch geraten konnten.

Aber in dem Augenblick, in dem er sagte: «Schön. Mir ist alles gleich», fühlt sie, wie die Luft, von undurchdringlichen Geheimnissen verdrängt, schwer wird. Sie schweigt. Auch er regt sich nicht. Die grünen dicken Vorhänge an den Fenstern lassen keinen Ton herein.

Ihr Herz rast. Welch ein Gedanke kam ihr da? Es ist ja unmöglich; sie ist toll. Im Grunde ist er gut, wenn auch manchmal rauh und sehr oft untreu. Er will eben nicht von den jungen Mädchen sprechen. Zu gut erinnert er sich ihrer. Er hat sie umworben. Sie hat einen andern ihm vorgezogen. Sie quält ihn noch immer, obgleich sie nun ermordet ist.

Wann ist er eigentlich heute Nacht heimgekommen? Es war schon ein Viertel vier. Sie hatte in ihrem Zimmer auf ihn gewartet. Er kam

manchmal noch herein und erzählte ihr etwas. Diese Nacht war er nicht gekommen. Sie hatte gehört, wie er die Tür zuschlug, den Schlüssel umdrehte. Dann hatte er sich lange die Hände gewaschen. In dem schlafenden Hause hatte das laufende Wasser solchen Lärm gemacht! Aller Einzelheiten erinnerte sie sich — und merkwürdig! sie muß sie wieder mit dem Zeitungsbericht vergleichen.

Nun haben sie schon fünf Minuten kein Wort gesprochen. Das darf nicht so bleiben! Er spricht noch immer nicht. Seine Rechte trommelt auf die Armlehne seines Sessels. Sie nimmt sich zusammen, unbefangen zu reden.

«Wo warst du gestern abend?»

«Wo ich war? ... wo ich war? ... Wo's schön war! Du willst wohl spionieren? Ich verbitte mir das.» — Er wechselt den Ton. «Versteh — ich habe Kopfschmerzen. Ich sagte doch gestern, als ich fortging: Ich geh spielen. ... Ich kam früh zurück. Es war halb zwei... glaube ich.»

«Glaube ich,» das hat er noch nie gesagt. Er gehört zu den Männern, deren Uhr immer «auf die Minuten» stimmt. Sie sagen: «Es ist 2 Uhr 15» oder «6 Uhr 33», wenn man sie nach der Zeit fragt. Sie weiß genau, seine Uhr ist ohne Fehl. Da sagt er «Glaube ich»? Es hatte drei Uhr geschlagen, als er heimkam. Ob er wirklich glaubt, es war erst halb zwei?

Sie will Gewißheit.

Sie hat sich nie um seine Wege außer dem Hause gekümmert. Jetzt will sie erfahren, wo er gestern war. Er hat so große Hände. Zwei bis dreimal hat er gesagt: «Mörderhände». — Sie will Gewißheit.

«Wie? Halb zwei soll es gewesen sein? Ich habe dich kommen hören. Es war ein Viertel vier. Mit wem hast du denn gespielt? Das kannst du mir wohl ebenso wenig sagen wie der Polizei... Das war war um die Zeit, in der Suzanne de Brécy ermordet wurde.»

Noch nie hat sie solchen Mut aufgebracht. Er kostete keine Ueberwindung. Die Worte kamen ihr leicht und deutlich von den Lippen.

Er steht groß vor ihr. Seine Augen glühen wie nie. Wie stark er ist mit seinen breiten Schultern! Er rührt sich nicht. Seine Augen ruhen auf seinen Händen. Sie sind so groß. «Mörderhände». Werden sie sie packen? Sie öffnen und schließen sich. Wie Stöhnen fällt's von seinen Lippen: «Schweig! Sei still! Ich will's!»

Sie bleibt wie angewachsen. Schweigen herrscht. Aber dies ist ihr anders als das vorige. Sie hat Gewißheit. Ihr Herz schlägt gesund. In der Luft liegt's wie Erlösung. Es ist, wie bei guten Ehegatten...

Das Telefon klingelt. Sie springt hinzu. Er hört sie mit ihrer Schwester sprechen. «Du... Wie geht's?... Wir bleiben zu Haus. — Ja. Er ist hier. Er geht jetzt wenig aus... gestern sind wir auch zu Haus geblieben. Er war den ganzen Abend bei mir... Und die Kinder...»

Da zündet er sich eine neue Zigarette an und bläst langsam den Rauch durch die Nase.

Theatererlebnisse

Von HERBERT KRANZ

DRAMA

Wir proben an unserem Theater «Das Leben des heiligen Laurentius», ein Stück, das der Dramaturg des Hauses geschrieben hatte. Was soll ich von dem Stück sagen? Der Autor war ein lieber und außergewöhnlich guter, hilfsbereiter, selbstloser Mensch, und er hatte über die Dramen ein feines und sicheres Urteil. Sein Stück nun — aber ich habe ja eben gesagt, was er für ein guter und lieber Mensch war.

Bei der Generalprobe ergab sich eine kleine Schwierigkeit. Der Dichter schrieb vor, ein Priester solle aus dem Hause treten und vor einem Heiligenbild, das unter einem Baume stand, ein Lämpchen anzünden. Es war nun die Frage, w o m i t er es anstecke. Streichhölzer waren zur Zeit des heiligen Laurentius noch unbekannt, der Direktor schlug daher vor, ein Benzinfeuerzeug zu nehmen, das durch sein Knacken den Eindruck gäbe, als würden Funken aus dem Feuerstein geschlagen. Der Schauspieler protestierte: das könne nur komisch wirken. Der Dichter, der sich im Dunkel des Parterres aufhielt, meinte, ob er nicht mit dem brennenden Lämpchen aus dem Hause kommen und es zum Bilde hintragen könne. Einstimmig abgelehnt, denn auf dem ziemlich langen Wege wäre es todeicher ausgegangen. In dieser Ratlosigkeit nahm der Bühnenmeister das Wort, der bis da-